2 Theoretischer und empirischer Hintergrund

2.1 Partnerschaft und Partnerschaftsqualität

2.1.1 Begriffsklärung

Dieser Arbeit liegt eine an Hahlweg (1986) angelehnte Definition von Partnerschaft zugrunde: Eine Partnerschaft zeichnet sich durch einen hohen Anteil an gemeinsamen Erlebnissen, eine meist hohe affektive Beteiligung und das Zusammenleben in einem Haushalt aus. In der folgenden Diskussion wird, da auch die meisten der nichtehelichen Lebensgemeinschaften ihre Beziehung als eine auf Dauer angelegte Bindung verstehen (Vascovics et al., 1990; zitiert nach Thurmaier et al., 1992), angenommen, daß die Forschungsergebnisse zu Ehepaaren auf die inzwischen an Bedeutung gewinnende Gruppe der nichtverheiratet zusammenlebenden Paare übertragen werden können.

Partnerschaftsqualität wird in Anlehnung an Jäckel (1980) als das subjektiv berichtete Erleben von Glück und Zufriedenheit mit der eigenen Partnerschaft und dem Partner definiert. Die Begriffe Partnerschaftsqualität, -erfolg, -glück und -zufriedenheit werden synonym verwendet, da sowohl die Qualität als auch der Erfolg als subjektive Feststellung der Zufriedenheit mit der Partnerschaft aufgefaßt werden können. Partnerschaften mit wenig zufriedenen bzw. unglücklichen Partnern werden als gestörte Partnerschaften (GP) und solche mit hoher Partnerschaftsqualität als harmonische Partnerschaften (HP) bezeichnet. Hinweise auf interkulturelle Übereinstimmungen rechtfertigen die Übertragung von Forschungsergebnissen aus den Vereinigten Staaten und England auf deutsche Verhältnisse (Hooley & Hahlweg, 1989; Markman & Hahlweg, 1993).

2.1.2 Partnerschaften und Partnerschaftsforschung im historischen Kontext

Die Forschung zum Thema Ehe und Ehezufriedenheit begann in den dreißiger Jahren mit Fragebogenstudien zu den Determinanten der ehelichen Zufriedenheit (Terman, et al. 1938; Burgess & Cottrell, 1939). Zu dieser Zeit unterschieden sich z.B. das Einkommen, das Ausmaß an Kritik und die Stärke der seelischen Verletzbarkeit des Partners bei glücklichen und unglücklichen Paaren. Während der fünfziger und sechziger Jahre lag der Forschungsschwerpunkt im Bereich soziologischer Fragestellungen, zu denen die Untersuchung von Werthaltungen, kulturellen Normen, Rollen und sozialen Klassen gehören. In den siebziger Jahren wurde das Verhalten der Ehepartner als Forschungsgegenstand entdeckt. Der Fokus, der auf der Betrachtung der Einzelpartner und deren individuellen Charakteristika lag, verschob sich infolgedessen auf die Untersuchung der Beziehung und der in ihr wirksamen Prozesse wie der Interaktion und des Problemlösens.

Das Thema Ehe und Partnerschaft hat bis heute nichts an Relevanz eingebüßt. So sind nach den Ergebnissen einer repräsentativen Umfrage fast 90% der Befragten der Meinung, daß eine eigene

Familie unabdingbare Voraussetzung für ein glückliches Leben ist (Köcher, zitiert nach Thurmaier et al., 1992). Andererseits wird infolge der seit den sechziger Jahren stetig ansteigenden Scheidungsrate heute in den alten Bundesländern annähernd jede dritte Ehe geschieden und darüberhinaus leben vermutlich viele Paare getrennt oder unglücklich zusammen (Thurmaier & Hahlweg, 1993). Diese Kluft zwischen den Bedürfnissen der Menschen und der Realität hat seit einigen Jahren im Rahmen der Untersuchung von Themen wie Partnerschaft, Paartherapie und Scheidung zu verstärkten Forschungsbemühungen geführt, zu denen auch die vorliegende Arbeit ihren Teil beizutragen versucht.

Der Anstieg der Scheidungsrate ist kein Ausdruck einer vergrößerten Intensität oder Frequenz von Konflikten, sondern scheint eher durch eine verminderte Bereitschaft, die mit der Partnerschaft verbundenen Leiden zu ertragen, ausgelöst worden zu sein und dadurch, daß alternativ Verbindungen mit anderen Partnern erwogen und häufig auch schnell realisiert werden (Schneider, 1990). Die eheliche Unzufriedenheit kann als notwendige, nicht aber hinreichende Voraussetzung für eine Trennung angesehen werden (Hofmann-Hausner & Bastine, 1991).

2.1.3 Theoretische Annahmen zum Partnerschaftserfolg

2.1.3.1 Psychoanalytische Annahmen

Von den psychoanalytischen Theorien zur Entstehung von Beziehungskonflikten gilt das Kollusions-Konzept von Willi (1975) als das bedeutendste. Nach Willi erfolgt die Wahl des Partners aufgrund von Kindheitserfahrungen, die bedeutsam für die prägenitale Entwicklung der Libido in der oralen, analen oder phallischen Phase waren oder die zu einer narzißtischen Störung führten. Es wählen sich Partner, die auf der gleichen Entwicklungsstufe, jedoch in gegensätzlichen, d.h. regressiven oder progressiven Positionen fixiert sind, was zu einer relativ rigiden Rollenverteilung führt. Die bei dieser Paarkonstellation nicht ausgelebte, der eigenen Fixierung entgegengesetzte Position wird zum Teil unterdrückt und zunehmend stärker empfunden. Eine Auflehnung gegen diesen Zustand führt zu neurotischen Verstrickungen der Partner miteinander, der Kollusion, die es den Partnern unmöglich macht, ihre Konflikte zu lösen. Empirische Belege zur Stützung dieses Modells, wie auch grundsätzlich zur These der komplementären Partnerwahl, gibt es nicht (Hahlweg, 1986). Auf die psychoanalytischen Annahmen wird ausschließlich an dieser Stelle eingegangen, ihre Darstellung dient lediglich der Vollständigkeit des Überblicks über die zur Zeit diskutierten Modelle zur Partnerschaftszufriedenheit.

2.1.3.2 Systemtheoretische Annahmen

Dieser Ansatz postuliert, daß Personen, die miteinander in Verbindung stehen, z.B. innerhalb einer

Familie, ein System bilden, in dem sich alle Mitglieder wechselseitig beeinflussen. Das System strebt einen Gleichgewichtszustand bzw. eine Homoöstase an, die mit Hilfe von selbstregulativen Rückkoppelungsmechanismen immer wiederhergestellt wird. Positive Feedback-Schleifen stellen einen dieser Rückkoppelungsmechanismen dar. Dabei handelt es sich um Aufschaukelungsprozesse, bei denen ein Anstieg oder Abfall in einem Teil des Systems zu einem Abfall oder Anstieg in einem anderen Teil des Systems führt, so daß das Gleichgewicht zurückgewonnen wird (Steinglass, 1978; Selvini Palazzoli et al., 1981).

Für Eheprobleme machen Watzlawick et al. (1969) Kommunikationsstörungen verantwortlich. Gestörte Kommunikation kann sich u. a. in paradoxen Mitteilungen ausdrücken, z.B. in verbal und nonverbal inkonsistenter Kommunikation, oder in einer Konfusion von Inhalts- und Beziehungsaspekten. Hier versuchen die Partner beispielsweise emotionale Probleme mit Hilfe der Diskussion von Sachthemen zu lösen versuchen (vgl. 2.2.1). Ein vermehrtes Vorkommen verbal-nonverbal inkonsistenter Kommunikation konnte bei gestörten Partnerschaften nicht nachgewiesen werden, und es scheint, als ob nonverbal positive in Verbindung mit verbal negativer Kommunikation durchaus funktional sein kann (Römer & Hahlweg, 1986; Noller, 1984).

Empirische Belege für die systemtheoretischen Annahmen gibt es nicht (Hahlweg, 1986), trotzdem werden diese Modellvorstellungen in den folgenden Ausführungen ihrer Anschaulichkeit und der inhärenten Logik erwähnt werden. Außerdem bildet die Systemtheorie die Grundlage für die kommunikationstheoretischen Modellvorstellungen von Watzlawick et al. (1969).

2.1.3.3 Lerntheoretische Annahmen

Die lerntheoretischen Vorstellungen gliedern sich in allgemeine lerntheoretische Erkenntnisse der sozial-kognitiven Lerntheorie und der Reziprozität, in austausch- und gerechtigkeitstheoretische Überlegungen sowie die Zwangsprozeßhypothese. Nach den Annahmen der sozial-kognitiven Lerntheorie (Bandura, 1979) werden partnerschaftliche Verhaltensweisen nach den Prinzipien des operanten Konditionierens und des Modellernens erworben und mittels zweier Prozesse durch die Partner wechselseitig gesteuert. Beim Vorgang der Stimuluskontrolle zeigen die Partner einander durch bestimmte diskriminative Reize, daß sie zu partnerschaftlichen Aktivitäten bereit sind. Durch Belohnung oder Bestrafung kann die Auftretenshäufigkeit bestimmter Aktivitäten des Partners moduliert werden. Nach Pruitt (1968) belohnt eine Person eine weitere Person um so mehr, je größer das Ausmaß der vorher von dieser Person erhaltenen Gratifikationen ist. Diese allgemeine Reziprozitätsannahme eines langfristigen Gebens und Nehmens wurde für positive Verhaltensweisen bestätigt und als Bankkontomodell bezeichnet (Gottman et al., 1976). Negative

Verhaltensweisen werden von unzufriedenen Paaren eher kontingent ausgetauscht, von zufriedenen Paaren aber nicht bilanziert (Hahlweg, 1986).

Austauschtheoretische Überlegungen (Homans, 1968; Thibaut & Kelley, 1959) beziehen auch die eigenen Aufwendungen ein und postulieren ein Streben nach Nutzenmaximierung, d.h. einer möglichst günstigen Gestaltung der Relation zwischen Belohnungen und Kosten. Der aus der Partnerschaft erwachsende Nutzen wird an einem individuellen Vergleichsniveau gemessen und führt zur Einschätzung von Ausgewogenheit oder Unausgewogenheit. Eine negative Bilanz der Unausgewogenheit führt zu einer Ärgerreaktion und dem Versuch die Balance wiederherzustellen. Eine positive Bilanz dagegen führt nach gerechtigkeitstheoretischen Überlegungen zu Schuldgefühlen und bei fehlender Ausgleichsmöglichkeit zu einer Abwertung des Partners (Walster, Berscheid & Walster, 1973).

Belegt ist, daß Ehepartner, die ihre Beziehung als unausgewogen erleben, mit der Ehe weniger zufrieden sind als Ehepartner in ausgewogenen Beziehungen (Utne et al., 1984). Es führt hier langfristig eher die erlebte Unausgewogenheit zu Unzufriedenheit als umgekehrt die Unzufriedenheit zu einem unausgewogenen Austausch (Vanyperen & Buunk, 1990). Die Unausgewogenheit hängt mit dem Ausmaß an ausgetauschten positiven und negativen Verhaltensweisen zusammen: In harmonischen Partnerschaften ist die Rate belohnender Verhaltensweisen höher und die Rate bestrafender Verhaltensweisen geringer als in gestörten Partnerschaften (Birchler, Weiss & Vincent, 1975; Hahlweg et al. 1979).

Eine spezifischere Erklärung für den Wandel glücklicher Beziehungen in unglückliche liefert die Zwangsprozeßhypothese (Patterson & Reid, 1970). Ausgangspunkt für diese Hypothese ist der Wunsch nach Änderung des Partnerverhaltens, welcher z.B. durch einschneidende Ereignisse oder durch die Erkenntnis, daß der Partner nicht die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllt, entstehen kann. In einer Diskussion weigert sich möglicherweise derjenige, dessen Verhaltensänderung intendiert wird, oder er behält das vereinbarte Verhalten langfristig nicht bei. Wird dann durch Bestrafung versucht, eine Änderung zu erreichen z.B. durch Kritik, Nörgeln, Schreien oder Entzug der Zuneigung, kann der Zwangsprozeß einsetzen. Bei diesem Prozeß führen die vermehrt eingesetzten aversiven Verhaltensweisen zum Einlenken des Partners, wodurch die bestrafenden Handlungen des anderen verstärkt werden. Die unter Zwang vollzogenen Änderungen sind, da keine Lösung des Problems erzielt wurde, in der Regel nicht dauerhaft. Auf das Wiederauftreten des für problematisch erachteten Verhaltens werden mit erhöhter Wahrscheinlichkeit wieder bestrafende Maßnahmen folgen, so daß ein Prozeß fortlaufend negativer werdender Interaktion einsetzt. Darüberhinaus steigt

für den unter Druck gesetzten Partner unter Berücksichtigung von Reziprozität und Modellernen die Wahrscheinlichkeit, daß er seinerseits bestrafend eingreift. Dieser Prozeß kann in einen inneren Rückzug der Partner oder eine Auflösung der Beziehung münden.

Eine direkte Überprüfung der Hypothese steht noch aus, Hinweise, wie die noch zu diskutierenden Defizite in der Kommunikation unzufriedener Paare (vgl. 2.2.2), sprechen jedoch für ihre Gültigkeit (Hahlweg, 1986). Die Zwangsprozeßhypothese ist für die vorliegende Arbeit von zentraler Bedeutung, da sie zur Erklärung des Zusammenhangs von Interaktion und Partnerschaftsqualität ein plausibles und komplexes Modell liefert. Zusammen mit den anderen lerntheoretischen Annahmen, die den Vorzug einer guten empirischen Absicherung bieten, bildet die Zwangsprozeßhypothese die Grundlage für die folgenden Überlegungen.

2.1.4 Determinanten der Partnerschaftszufriedenheit

Hahlweg (1986) und Wolf (1987) berichten übereinstimmend zum gegenwärtigen Forschungsstand, daß der Einfluß von individuellen Determinanten wie sozioökonomischen Variablen, Persönlichkeitseigenschaften und Einstellungen keinen oder nur einen geringen Einfluß auf die Ehezufriedenheit haben. Die dyadischen Determinanten der Ehezufriedenheit sind relevanter als die individuellen Variablen, wobei sich Interaktionsvariablen bedeutsamer als die dyadischen sozialen Variablen und die Homogenität der Partner erwiesen haben. Der Zusammenhang verschiedener Interaktionsvariablen, wie z.B. von Emotionen, Liebe, Selbstöffnung, Verständnis, Sexualität, egalitäre Machtverteilung, Rollenkompatibilität, Kommunikations- und Problemlösefertigkeiten mit der Ehezufriedenheit wurde aufgezeigt. Neben den durch Selbstberichte erfaßten Interaktionsvariablen können die beobachtbaren Kommunikations- und Problemlösefertigkeiten als die wichtigsten Determinanten partnerschaftlicher Zufriedenheit angesehen werden. Auf sie wird detailliert in Abschnitt 2.2.2 eingegangen.

2.2 Partnerschaftliche Interaktion

2.2.1 Theoretische Annahmen zur Kommunikation

Die interpersonale Kommunikation läßt sich aus nachrichtentechnischer Perspektive betrachten: Eine Nachricht wird vom Sender encodiert, d.h. verschlüsselt, dann über einen Kanal, z.B. den auditiven Kanal, übertragen und vom Empfänger decodiert, d.h. entschlüsselt. Fehler bei der Informationsübermittelung sind bei der Encodierung, bei der Decodierung und bei dem zur Übertragung genutzten Kanal möglich. Bei letzterem können z.B. Geräusche die akustische Verständlichkeit herabsetzen.

Eine Nachricht kann überdies unterschiedliche Bedeutungen für Sender und Empfänger haben, so daß der Botschaft beim Decodieren etwas anderes entnommen wird als es der Absicht des Encodierenden entspricht. Bei der interpersonalen Kommunikation erfüllen die beteiligten Personen eine Doppelfunktion, indem sie gleichzeitig als Sender und als Empfänger fungieren und sich wechselseitig beeinflussen (Ellgring, 1987). Diese Modellvorstellung wird allgemein anerkannt und liegt dem Folgenden implizit zugrunde.

Die Systemtheoretiker Watzlawick, Beavin & Jackson (1969; siehe auch 2.1.3.2) stellten mehrere Axiome zur Kommunikation auf. Sie postulierten, daß es nicht möglich ist nicht zu kommunizieren, d.h., daß auch das Vermeiden von Interaktionen mit einer anderen Person als kommunikativer Akt aufgefaßt werden kann. Mitteilungen werden unterteilt in einen Inhaltsaspekt, der die sachlich-thematische Information der Mitteilung umfaßt, und einen Beziehungsaspekt, der die Emotionen und das Verhältnis zwischen den Kommunikationsteilnehmern beinhaltet. Ferner werden verbale und nonverbale Mitteilungen unterschieden, wobei unter die nonverbale Kommunikation alle nichtsprachlichen Signale wie z.B. Gestik, Mimik, Körperhaltung subsummiert werden.

Fitzpatrick (1988) nimmt an, daß die nonverbalen Botschaften auf einen eingeschränkten Bereich von Bedeutungen spezialisiert sind, während Sprache ein universales Medium zum Ausdruck von jeglichen Gefühlen und Gedanken ist. Nichtsprachliche Mitteilungen können den Inhalt einer verbal vermittelten Information präzisieren oder modifizieren. Ihre Hauptfunktion jedoch sieht Fitzpatrick (1988) in der Vermittelung von Emotionen, wobei diese Gefühlsexpressionen willentlich wenig beeinflußbar sind (Vincent et al, 1979). Im Feld der engen Beziehungen spielen Gefühle und damit das Nonverbale eine wichtige Rolle, der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt jedoch auf den verbalen Interaktionen.

2.2.2 Kommunikationsdefizite bei Paaren

Die Beziehungsvariablen gelten als die wichtigsten Determinanten der partnerschaftlichen Zufriedenheit (vgl. 2.1.4). Im Zentrum des wissenschaftlichen Interesses und auch der vorliegenden Arbeit steht die Kommunikationsdefizithypothese, nach der Defizite in der Kommunikation und beim Problemlösen als entscheidender Faktor für die Genese von Beziehungsproblemen angesehen werden können. Ohne ausreichende interaktive Kompetenzen scheint gegenseitiges Verstehen und Akzeptieren und die Adaptation an neue Gegebenheiten kaum möglich.

Hinweise auf die Gültigkeit der Hypothese liefern eine Reihe von Studien, die den Zusammenhang von Kommunikation und Partnerschaftsqualität sowohl mit Selbstberichtsmaßen (z.B. Billings,

1979; Fliegel et al., 1983) als auch mit Verhaltensbeobachtungen (z.B. Margolin & Wampold, 1981; Noller, 1984; Margolin, 1988) nachweisen. Dabei zeichnet sich das Verhalten von unzufriedenen Paaren während einer Problemdiskussion durch häufigere Kritik und Beschwerden, geringeren Blickkontakt und vermehrtes Schweigen aus. Zufriedene Partner machen mehr Mitteilungen über ihre Gefühle, stimmen sich häufiger zu und zeigen mehr Akzeptanz und Humor (Wolf, 1987). Die Beiträge der glücklichen Partner entsprechen also dem Alltagsverständnis von positivem Miteinander.

Im Rahmen einer Überprüfung des Zusammenhangs zwischen Kommunikation und Beziehungsqualität zeigte Markman (1981), daß mit Hilfe der vorehelichen Interaktionsqualität, obwohl zur Zeit ihrer Erfassung alle Personen ungefähr gleich zufrieden waren, die Ehezufriedenheit nach fünf Jahren prognostiziert werden konnte. Damit wurde nachgewiesen, daß mangelnde kommunikative Kompetenz zu einer Beeinträchtigung des Glücks führen kann. Als weiteres negatives prädiktives Zeichen für den späteren Partnerschaftserfolg konnte fehlendes emotionales Engagement ausgemacht werden (Smith et al., 1990). Dies bedeutet, daß entweder über die interaktiven Fähigkeiten hinaus ein gewisser emotionaler Einsatz für das Gelingen einer Beziehung notwendig ist oder daß sich Kommunikation und Engagement gegenseitig beeinflussen.

Unglückliche Paare sind einander gegenüber nicht nur aggressiver, sie können sich auch schlechter Informationen übermitteln (Spörkel et al., 1983) und schwerer die Absicht des Partners erkennen (Gottman et al., 1976). Diese Unzulänglichkeiten in der Kommunikation bei unzufriedenen Paaren können jedoch nicht auf ein generelles Defizit zurückgeführt werden. Forschungen von Birchler et al. (1975) deuten darauf, daß Partner aus erfolglosen Beziehungen sich mit fremden Personen durchaus adäquat austauschen können, daß aber die vorhandenen Kompetenzen bei der Interaktion mit dem Partner nicht eingesetzt werden. Hahlweg (1991a) nimmt deshalb an, daß der Partner als diskriminativer Stimulus für den Einsatz aversiver Kontrollmechanismen wirkt.

Nicht nur die Partnerschaftsforschung, sondern auch die Forschung zur Evaluation von präventivem und therapeutischem Vorgehen bei Partnerschaftsproblemen gibt Aufschluß über die Bedeutung der Interaktion für den Beziehungserfolg (zum Überblick siehe Jacobson & Addis, 1993). In fast allen therapeutischen Programmen wird versucht, mittels der Beeinflussung von Kommunikations- und Problemlösefertigkeiten die Zufriedenheit mit der Partnerschaft zu steigern bzw. ihr Absinken zu verhindern. Der Erfolg solcher Programme ist unumstritten: So war bei Personen, die vorehelich ein sechs Sitzungen umfassendes Interaktions- und Problemlösetraining absolvierten, die Qualität der späteren ehelichen Kommunikation im Vergleich zu Kontrollpersonen höher und die Trennungs-

und Scheidungsrate niedriger (Hahlweg et al., 1993). Bei einem ähnlichen Training konnte nach fünf Jahren eine insgesamt positivere Kommunikation und eine geringere Rate ehelicher Gewaltanwendungen im Vergleich zu untrainierten Vergleichspersonen beobachtet werden (Markman et al., 1993). Diese langfristigen Effekte solcher zeitlich wenig intensiven Übungsprogramme stellen die Bedeutsamkeit der trainierten Fertigkeiten für die Partnerschaft eindrucksvoll heraus.

Die Relevanz von Kommunikationsprozessen wird weiterhin durch Untersuchungen zur Rolle der partnerschaftlichen Kommunikation für die Entstehung von gewalttätigem Verhalten deutlich (Burman et al., 1992; 1993). Auch die zahlreichen Studien zum Einfluß von Partnerschaftsstörungen auf die Genese und den Verlauf psychischer und somatischer Krankheiten (Hahlweg & Goldstein, 1987; Hahlweg, 1990) lassen Probleme mit dem Partner als gravierende und beeinträchtigende Belastungen erscheinen.

Im Vorangegangenen wurde auf die qualitativen Aspekte der Kommunikation fokussiert, jedoch nicht auf die quantitativen Differenzen zwischen glücklichen und unglücklichen Paare eingegangen. Diese Schwerpunktsetzung geht einerseits konform mit den allgemeinen wissenschaftlichen Bemühungen und folgt andererseits dem Axiom von Watzlawick et al. (1969), daß es unmöglich ist, nicht zu kommunizieren (vgl. 2.2.1) und daß demzufolge eine allgemeine verbale Sprachlosigkeit auch als eine Mitteilung z.B. von Desinteresse oder Ablehnung verstanden werden kann, die zudem durch die unvermeidbaren nonverbalen Signale spezifiziert wird.

Das Kreismodell von Noller (1984) macht deutlich, daß Qualität und Quantität der Kommunikation nicht ohne weiteres voneinander getrennt werden können: Unbefriedigende Kommunikation führt oft zu einer Verringerung der Interaktionsrate und zu einer geringeren Partnerschaftszufriedenheit. Mit einer abnehmenden Zufriedenheit werden die Gesprächsbeiträge dann weniger positiv und effektiv und demzufolge die Gespräche noch unbefriedigender, was das Ausmaß der Interaktionen weiter senkt u.s.w. Unter diesem Blickwinkel scheint ein vermindertes Maß an Kommunikation bei unglücklichen Paaren nur ein Teil einer allgemeinen Verschlechterung der Interaktion zu sein.

2.2.3 Konflikte

Kaum eine interaktive Situation innerhalb der Partnerschaft dürfte an die Kommunikations- und Problemlösefertigkeiten so hohe Anforderungen stellen wie ein Konflikt. Es erscheint plausibel, daß Konflikte mehr als Gespräche über neutrale Themen eine Belastung für die einzelnen Partner darstellen, die es zu überwinden gilt. Nach Peterson (1983) kann ein Konflikt als ein interaktiver

Prozeß verstanden werden, bei dem die Handlungen einer Person den Partner bei der Ausführung seiner Aktivitäten beeinträchtigen oder zu der Empfindung von Unausgewogenheit des Austausches führen. Oft wird er durch Kritik, Zurückweisung, die Kummulation kleinerer Störungen oder durch als unzulässig empfundene Forderungen initiiert. Als Reaktion auf ein solches Ereignis können sich die Partner für ihre Interessen einsetzen oder eine Konfrontation vermeiden (Peterson, 1983).

Nach Gottman (1979) kann ein Konflikt in drei Phasen unterteilt werden: In der ersten Phase teilen die Beteiligten einander ihre Gefühle bezüglich des Problems mit, in der darauffolgenden, von Uneinigkeit geprägten Phase dominiert das Argumentieren und in der anschließenden Verhandlungsphase herrscht Zustimmung, Informationsaustausch und die Suche einer Problemlösung vor. Abhängig von ihrem Verlauf enden Konflikte mit Rückzug, Dominanz eines Partners, mit Kompromissen oder strukturellen Verbesserungen (Peterson, 1983).

Konflikte können also funktional oder dysfunktional für die Beziehung sein, wobei funktionale Konflikte, der Phaseneinteilung von Gottman folgend, zu kreativen Lösungen anregen und die Zufriedenheit der Partizipierenden erhöhen. Bei dysfunktionalen Auseinandersetzungen löst sich die Diskussion von dem ursprünglich erörterten Thema und folgt dann auch nicht länger den von Gottman skizzierten Phasen (Margolin, 1988). In glücklichen Partnerschaften deeskalieren also die Konflikte wieder, während es bei unglücklichen Paaren zur Eskalation von Angriff und Gegenangriff kommt (Williamson & Fitzpatrick, 1985; zitiert nach Weiland-Heil, 1993). Diese Entgleisungen, die auch als negative Eskalationen bezeichnet werden, treten in dem fortgeschrittenem Stadium des Zwangsprozesses auf (Hahlweg 1991) und sind als sich spiralenförmig hochschraubende, immer negativer werdende Streitereien erkennbar (Hahlweg, 1989; Hooley & Hahlweg, 1989). Negative Eskalationen sind positive Rückkoppelungsprozesse im Sinne der Systemtheorie (vgl. 2.1.3.2), denn sie stellen Aufschaukelungsprozesse dar, mit denen versucht wird, das Gleichgewicht in der Partnerschaft wiederherzustellen. Diese Prozesse sind destruktiv und können schließlich zur Auflösung des Gesamtsystems führen. Wie im nächsten Abschnitt gezeigt werden wird, sind Konflikteskalationen nicht die einzige Möglichkeit, dysfunktional zu kommunizieren.

Das Geschehen einer partnerschaftlichen Auseinandersetzung erhöht nicht nur die Wahrscheinlichkeit für weitere Konflikte des Paares in der nächsten Zeit, sondern auch für Eltern-Kind-Streitereien (Margolin & Christensen, 1986, zitiert nach Margolin, 1988). Konflikte haben also keine kathartischen, sondern eher Ausstrahlungs- oder Aufschaukelungseffekte, was auch bei den negativen Eskalationen sichtbar wird, bei denen sich die Wahrscheinlichkeit für aversive Repliken mit der Länge der negativen Interaktionssequenz erhöht (Revenstorf et al., 1981).

Zur umfassenden Beurteilung der positiven oder negativen Wirkungen von Konflikten müssen langfristig die Beziehung stützende Interaktionsmuster von solchen unterschieden werden, die lediglich kurzfristig der Zufriedenheit zuträglich sind. Gottman & Krokoff (1989) zufolge geht der Ausdruck von Widerspruch und Zorn kurzfristig mit Unzufriedenheit einher, langfristig führt er jedoch zu einem Anstieg der Partnerschaftsqualität. Auf Dauer schädlich scheinen sich Defensivität, Sturheit und Rückzug von der Interaktion auszuwirken. Einschränkend muß auf mögliche methodische Fehlerquellen der Studie, zu denen die Regression zur Mitte gehören könnte, verwiesen werden (Woody & Constanzo, 1990; Gottman & Krokoff, 1990).

Gestützt wird die Unterscheidung von kurz- und langfristigen Kennzeichen des Beziehungserfolgs durch Smith et al. (1990), die zeigen, daß die Negativität von vorehelich gezeigtem Gefühlsausdruck zwar mit der vorehelichen Partnerschaftszufriedenheit korreliert, nicht jedoch mit der späteren, ehelichen Zufriedenheit. Diese Resultate gehen konform mit der von den meisten Ehetherapeuten favorisierten Sicht, daß es konstruktiver ist, Konflikte auszutragen als sie zu vermeiden (Christensen & Pasch, 1993) und damit, daß Verhandlungserfolge zwar nicht das Gefühl von Uneinigkeit reduzieren, aber mit weniger zukünftigen Problemen verbunden sind (Menaghan, 1982). Das Ansprechen und Ausdiskutieren von belastenden Themen erfüllt also trotz der Vermittelung negativer Emotionen eine adjustierende Funktion. Selbst die als dysfunktional gekennzeichneten Formen der Konfliktaustragung, wie einseitige Prozesse aversiver Kontrolle, sind nicht per se destruktiv, denn sie werden auch in glücklichen, stabilen Partnerschaften registriert (Wolf, 1983).

Zu den Inhalten derartiger Auseinandersetzungen kann festgestellt werden, daß als Problemthemen die Haushaltsführung, Erziehungsfragen und die partnerschaftliche Kommunikation im Vordergrund stehen. Paare berichten unabhängig von der Beziehungsqualität die gleiche Rangreihenfolge von Problemthemen, zufriedene Paare nennen aber quantitativ weniger Konfliktbereiche (Hahlweg et al., 1980; Halford et al., 1992). Nicht die Diskussionsthemen, sondern die Häufigkeit der Konflikte sind also für die Beziehungsqualität relevant. Dieser Befund kann als Beleg für die Zwangsprozeßhypothese (vgl. 2.1.3.3) angesehen werden, nach der unglückliche Paare in Gesprächen mittels aversiver Kontrolle den anderen zu beeinflussen suchen und damit die Erfolgswahrscheinlichkeit für adäquate Lösungen senken, was zu einem Persistieren der Probleme führt.

Die Forschungsergebnisse zu den Unterschieden zwischen glücklichen und unglücklichen Paaren bei ihren Problemlösungen widersprechen sich: Einige Autoren fanden bei unglücklichen Paaren eine geringere Anzahl an Vorschlägen (Margolin & Wampold, 1981), andere stellten fest, daß

unglückliche Paare mehr Lösungsvorschläge machen (Snyder et al., 1993). Die Ergebnisse von Koren et al. (1980) deuten darauf, daß der Grund für den Mangel an gefundenen Lösungen nicht auf ein geringeres Ausmaß von Vorschlägen rückführbar ist, sondern daß die Ursache in der niedrigen Einigungsbereitschaft liegt.

Die Annahme einer gesenkten Einigungsbereitschaft wiederum erscheint einleuchtend durch die Parallele zu der negativen Eskalation, die impliziert, daß unglückliche Paare Schwierigkeiten haben, durch einen positiven bzw. neutralen Beitrag als erste wieder einzulenken. Entsprechend könnte die beschriebene Barriere für die Zustimmung zu einem Lösungsvorschlag als Schwierigkeit beim Einlenken angesehen werden und mag, je nach Operationalisierung, einmal als Mangel und das andere Mal als Überschuß von Lösungsvorschlägen aufgefaßt werden.